



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, Ernst: George Merdith als Psycholog

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es hat bisher in vielen Fällen zur Klärung solcher schwieriger Vermögensverhältnisse an einer absolut unabhängigen, vertrauenswürdigen Instanz gefehlt. In privaten Kreisen wird es freudig begrüßt werden, daß diese Lücke durch die Treuhandvereinigen ausgefüllt wird. Im Interesse einer soliden Weiterentwicklung unsers Kreditverkehrs ist den Vereinigen insbesondre für die Ausdehnung ihrer Revisionsstätigkeit der beste Erfolg zu wünschen.



George Meredith als Psycholog

Von Ernst Groth



chopenhauer nennt den Roman einen „Guckkasten, darin man die Spasmen und Konvulsionen des geängstigten menschlichen Herzens betrachtet“. Treten hierbei die objektiven Ereignisse, die äußere Handlung und das anschauliche Leben ganz hinter die Schilderung der innern Vorgänge, des seelischen Lebens und der subjektiven Auffassungen zurück, und entwirft uns der Autor ein Bild von dem allmählichen Keimen, Wachsen und Herrschen einer Seelenerregung, einer Gemütsstimmung, einer Leidenschaft, schildert er die Entwicklung einer Idee oder eines Unternehmens von den ersten unscheinbaren Anfängen und dem dämmernden Zustande an bis zur vollen, alles beherrschenden Klarheit, so entsteht eine Biographie des innern Menschen, der psychologische Roman.*) Es ist erklärlich, daß diese Gattung der Novellistik, zu deren Verständnis ein fein organisiertes Seelenleben, viel Selbstbeobachtung und liebevolle Verinnerlichung notwendig sind, auf die große Masse des Lesepublikums nicht rechnen darf; denn der Durchschnittsleser will äußere Handlung, sichtbare Verwicklungen und den Kampf vollendeter Leidenschaften. Der Psycholog aber wird stets Gefahr laufen, sich bei der vorsichtigen Enthüllung der oft unbewußt wirkenden Motive und bei der gewissenhaften Analyse der innern Vorgänge, der Phänomene des Herzens und des Geistes in mikroskopische Kleinmalerei zu verlieren oder dem sinnigen Nachgehen, dem Meditativen und Moralisierenden einen zu breiten Raum gewähren. Daher kommt es, daß der psychologische Roman oft nur zum Gefäß für die sozialetischen Anschauungen des Schriftstellers wird, für seine individuellen Gedankengebilde, für Aphorismen und Maximen. Das alles wäre freilich im Grunde kein Fehler, denn was könnte der epischen Dichtung angemessener sein als Gedankenreichtum und Gedankentiefe, und was ist erquickender, als in einem Roman eine Fülle von Lebensweisheit und Lebens-

*) Abschnitt aus der von Ernst Groth verfaßten, demnächst erscheinenden „Englischen Literatur der Gegenwart“ in der zweiten Auflage von Wülfers „Geschichte der englischen Literatur“. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

wahrheit zu finden! Aber das Übermaß der Reflexion, des philosophischen Elements zerstört leicht den künstlerischen Aufbau der Dichtung, und der Drang, metaphysische Fragen und schwer zu fassende Seelenregungen oder gar Probleme des Unbewußten in Worte zu fassen, führt den Autor leicht dazu, die Sprache zu vergewaltigen, den Ausdruck zu verschieben, zu färben und zu verschleiern, sodaß die epische Sprache, deren erstes Erfordernis Klarheit und Anschaulichkeit ist, oft zu einer rätselhaften und unkünstlerischen Ausdrucksweise hinabsinkt.

Dieser Gefahr ist der Hauptvertreter des psychologischen Romans, George Meredith (geb. 1828), nicht entgangen. Obgleich sein erster Roman: „Die Feuerprobe Richard Feverels, eine Geschichte von Vater und Sohn“ (The Ordeal of Richard Feverel. A Story of Father and Son. Tauchnitz Edition, in Übersetzung erschienen mit andern Romanen von Meredith bei S. C. C. Bruns in Minden und bei S. Fischer in Berlin) schon im Jahre 1859 erschienen ist, hat man die literarische Bedeutung dieses Schriftstellers doch erst in den neunziger Jahren ganz zu würdigen begonnen. Meredith ist bis dahin gewissermaßen nur ein Schriftsteller für Schriftsteller gewesen, und erst seitdem die große Begeisterungsflut für Charles Dickens und George Eliot, die einen andern Autor schwer aufkommen ließ, allmählich gesunken war, Autoren wie Stevenson das Geständnis machten: „Meredith ist der Meister von uns allen“, und viele jüngere Schriftsteller ihn sogar neben Shakespeare stellten, hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums diesem aller Reklame abholden einsamen Schriftsteller zugewandt. Meredith ist jetzt nach vierzig Jahren tatsächlich der Stern der englischen Literatur geworden, und es gehört gegenwärtig in der Gesellschaft zum guten Ton und beweist einen über die subalterne Bildung hinausgehenden feinen Geschmack, für Meredith zu schwärmen und selbst die nebelhaften und bizarren Stellen in seinen mit psychologischen Aphorismen durchsetzten Romanen als Offenbarungen eines großen Genies anzustaunen. Von den Übertreibungen seiner Anhänger und Jünger kann man nur dann auf eine richtige Würdigung dieses Autors zurückkommen, wenn man ihn als einen Vertreter der großen realistischen Bewegung auffaßt, die eine Reaktion war gegen die Verirrungen der Romantik und gegen deren Neigung, die Welt der Erscheinungen lediglich mit dem Gefühl (sentimentalism) zu erfassen.

Meredith ist ein Anhänger des Positivismus; Anschauung, Beobachtung und Erfahrung sind die Grundquellen seiner Philosophie. Die Menschen, die nur ihr Gefühl und nicht ihren Intellekt zur Basis ihrer Weltanschauung und ihrer sittlichen Pflichten machen, gelten ihm als die hilflosen Opfer der Sinnlichkeit, der Genußsucht: „Sentimental ist, sagt er in »Richard Feverel«, wer genießen will, ohne die ungeheuern Schulden für eine Tat auf sich zu nehmen.“ Es ist erklärlich, daß ihn die scharfe Beobachtung der Menschen und Dinge zur Satire führen mußte, und hierin schließt er sich an einen Schrift-

steller des neunzehnten Jahrhunderts, Thomas Peacock (1785 bis 1866, den Verfasser der aristophanischen Satire *Headlong Hall*, 1817), dessen literarische Bedeutung bis jetzt noch wenig gewürdigt worden ist.

Da sich Merediths charakteristische Züge in seinem ersten Roman: „Die Feuerprobe Richard Feverels“ am deutlichsten offenbaren, so müssen wir auf ihn näher eingehen: Sir Austin Feverel ist der Besitzer von Raynham, einem an der Themse liegenden Schlosse einer westenglischen Grafschaft. Sein Eheglück ist von kurzer Dauer gewesen, denn ein Universitätsfreund, den er bei sich aufgenommen hatte, war der Liebhaber der jungen Schloßherrin geworden, und der vortreffliche, in seiner ehrlichen Liebe und Freundschaft so schändlich hintergangne Sir Austin hatte die Schuldigen hinausgewiesen. So lebt er denn mit seinem kleinen Sohne Richard allein; aber die Leere im Schlosse wird bald ausgefüllt durch eine Reihe merkwürdiger Verwandten, die alle in dem Schlosse Unterschlupf finden; unter ihnen Austins Schwester, die verwitwete Doria, die den jungen reichen Erben Richard für ihre Tochter Klara gewinnen möchte. Sir Austin hat in seiner Einsamkeit viel über die Rätsel und Gefahren des Lebens nachgedacht und seine Gedanken darüber in dem Buche „Das Manuskript des Pilgers“ veröffentlicht. Er will seinen einzigen Sohn und Erben nach einem besondern Erziehungssystem aufwachsen lassen. Die Schule und die Universität, die nach seiner Ansicht Stätten der moralischen Verderbtheit sind, soll Richard nicht besuchen; er soll sich unter der väterlichen Wachsamkeit zum Manne entwickeln. Den Unterricht übernimmt Sir Austins Nefte Adrian, ein weltkluger, aber an epikureischen Neigungen gescheiterter Theologe. Richards Spielgefährte ist Ripton Thompson, der Sohn des herrschaftlichen Advokaten. Während Sir Austin sein System theoretisch vertieft, treiben die Jungen argen Unfug, sie wildern auf dem Grundstück des Farmers Blaize, werden von diesem überrascht und mit der Reitpeitsche durchgeprügelt. Richard sinnt auf Rache; am Wege belauscht er das Gespräch eines Kesselflickers mit einem von dem Farmer weggejagten Knecht; er hört, daß dieser Lust hat, dem Farmer aus Rache den Heuschaber anzuzünden. So steckt er sich denn hinter diesen Knecht, gibt ihm Geld, und in der Nacht brennt die Scheune nieder. In ihrer Aufgeregtheit verraten sich die Jungen, und Sir Austin hat Mühe, den Farmer zu beruhigen; dieser wird reichlich entschädigt, und Richard muß persönlich um Verzeihung bitten, die ihm von dem Farmer auch gewährt wird, da dessen kleine Nichte Lucy Desborough den jungen Richard sehr gern hat.

„Zwischen dem einfachen Knabenalter und dem Jünglingsalter, sagt Sir Austin, in der Blütezeit, auf der Schwelle der Pubertät gibt es »eine selbstlose Stunde«, nennen wir sie die »geistige Saatzeit.«“ Diese Zeit sucht der Vater auszunutzen.

Richard soll zu einem Staatsmann erzogen werden; er studiert mit ihm Geschichte, liest die Parlamentsreden der großen Politiker und sucht sein Herz

durch andauernde Gebete zu stärken, denn vor allem soll er ein Christ werden. Die Verse, mit denen der in romantischen Phantasien lebende Richard ganze Bogen vollgeschrieben hat, muß er vernichten, und da er allmählich in „das magnetische Zeitalter“, das Alter erotischer Stimmungen kommt, läßt Sir Austin die nach des Hausmeisters Angaben verliebten Stubenmädchen aus dem Schlosse entfernen, da sie einen ungünstigen Einfluß auf Richards Moral haben könnten. „Kein paarweises Herumschlendern! befiehlt er, kein öffentliches Küssen! Bei solchen Vorgängen sollte kein Knabe Zeuge sein.“ Wenn es diskret geschehe, habe er nichts dagegen einzuwenden. Richard ist daher nicht wenig erstaunt, als er seinen Vater selbst in einer Liebeszene mit einer Lady findet. Eines Tages rudert der junge Held auf der Themse und sieht am Ufer zwischen den Brombeeren ein reizendes Mädchen; es ist Lucy, die Nichte des Farmers Blaize. Die Liebeszene, die Meredith nun zwischen den beiden jungen Menschenkindern spielen läßt, ist eine der lieblichsten der ganzen englischen Literatur, voll von harmloser Natürlichkeit und entzückender Poesie. Sir Austin erfährt von dieser Liebe und sieht darin eine große Gefahr; er läßt Richard nach London kommen, wo er im Begriff ist, für seinen Sohn die Braut aus einer gesunden, noch unverdorbenen Adelsfamilie auszuwählen. „Es gibt Frauen in der Welt, mein Sohn, sagt Sir Austin warnend, wenn du mit ihnen zusammentrifft, dann beginnt die entscheidende Prüfung. Wenn du sie kennen lernst, wird dein Leben dir entweder zum Gaukelspiel oder, nach der Erfahrung andrer, zu einer Gabe des Segens. Die Frauen sind unsre Feuerprobe.“

Sir Austin sucht sein pädagogisches System der Prophylaxe weiter durchzuführen. Der Farmer wird bewogen, Lucy in ein Stift zu geben, und Richard soll in London leben, um seine Jugendliebe zu vergessen. Aber in London trifft er mit Lucy zusammen; sein Freund Kipton mietet sie bei Mrs. Berry ein, und Richard, der alles Vertrauen zu seinem Vater verloren hat, ist entschlossen, das Mädchen gegen den Willen des Vaters und der Verwandten zu heiraten. Die Vermählung wird vollzogen, und das junge Paar verbringt seine Flitterwochen auf der Insel Wight. Mit packendem Humor und feiner Satire sind die Szenen geschildert, wo Adrian den fassungslosen Verwandten je ein Stück des Hochzeitskuchens überbringt. Jetzt beginnen die Intrigen. Die Verwandten wollen Richards Ehe unter allen Umständen ungiltig machen. Sie locken ihn nach London, weil er nur hier mit seinem Vater eine Unterredung haben könne. Er wird in den Kreis leichtsinniger Lebemänner gezogen und fällt in die Hände der raffinierten Demimonde Bella. Richard verliert allen Halt und alle Energie. Gewissensbisse und Scham hindern ihn, zu seiner jungen Frau zurückzukehren. Als er dann erfährt, daß seine unglücklich verheiratete Cousine Clara gestorben sei, und daß sie nur ihn geliebt habe, verläßt er, mit sich und der Welt ganz zerfallen, England. Erst nach der Mitteilung, daß Lucy ihm einen Sohn geboren habe, und daß der Vater zur Versöhnung bereit sei, kehrt er zurück. In London ersieht er aus einem

Briefe Bellas, welche Intriguen man gegen ihn gespielt hat, und daß der Lord Mountfalcon seiner jungen Frau auf Wight nachgestellt habe; nur ein paar Stunden weilt Richard in Raynham bei Lucy, dann eilt er davon, um sich mit dem Lord zu schießen. Richard wird verwundet. Lucy fällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Richard wird zwar gerettet, aber die Feuerprobe des Lebens hat er nicht bestanden, sein Glück ist dahin, er hat es der verkehrten Erziehungsart eines „systematischen“ Vaters opfern müssen.

Der Roman „Richard Feverel“ ist reich an wirkungsvollen Situationen und psychologisch fein gezeichneten Figuren. Die Gestalten aus dem Volksleben, zum Beispiel Farmer Blaize und die alte Kinderfrau Mrs. Berry, sind mit realistischer Naturtreue und feinem Humor entworfen, und auch die geistvoll satirischen Schilderungen der englischen Gesellschaft zeigen uns den Verfasser als einen scharfen Beobachter und erfahrenen Kenner. Die zahlreichen Reflexionen und Betrachtungen erscheinen nicht bloß dekorativ, sondern sind organisch und bedeutungsvoll in das Gewebe der epischen Handlung eingeschaltet. Der prophylaktischen Erziehungsmethode wird zum Beispiel die „Theorie des Austobens“ gegenübergestellt. „Es ist alles Unsinn, sagt der gichtische Lord Heddon, der Vater eines schwachsinnigen Sohnes, wenn wir versuchen, einem jungen Manne eine ungewöhnliche Erziehung zu geben. Es ist besser für ihn, wenn er etwas wild ist, so lange er noch grün ist, wenn er seine Knochen und Muskeln fühlt, wenn er die Welt kennen lernt. Er wird niemals ein Mann werden, wenn er nicht zu einer Zeit seines Lebens das alte Spiel getrieben hat; je früher er es tut, um so besser. Ich habe immer gefunden, daß die besten Männer recht wild gelebt haben.“ Der Autor steht mit seinen Sympathien weder auf der Seite dieser Austober noch auf der Seite der Vorbeuger. Sein Ideal ist die reine Jugendliebe, die ohne Rücksicht auf Traditionen zur Ehegemeinschaft führt. Über die Frauen fällt er oft scharfe Urteile: „Die Frauen sind Feiglinge, sie lassen sich leichter von Ironie und Leidenschaft unterwerfen, als daß sie ihre Herzen der Vortrefflichkeit und Natürlichkeit hingeben.“ Und doch ist ihr Einfluß unermeslich: „Wer kann von sich sagen, in welchem Augenblick er nicht als eine von einer Frau geleitete Puppe umhergeht?“ Der Verfasser spricht an einer Stelle von der „philosophischen Geographie“ und betont, daß jeder Mensch zu der einen oder der andern Zeit einen kleinen Rubikon habe, ein klares oder ein trübes Wasser, das er überschreiten müsse. „Wenn man den glücklichen Punkt der Weisheit erreicht hat, von dem aus man die ganze Menschheit als Narren sieht, dann mögen diese winzigen Geschöpfe doch so viel neue Bewegungen machen, wie sie wollen, man wundert sich nicht mehr über sie; ihr würdiges Benehmen ist ebenso komisch wie ihre Albernheiten, und ihre Leidenschaften sind noch komischer.“ Diese Meinung Adrians ist auch die des Autors.

Weniger gedankenvoll, aber in der psychologischen Zeichnung der Figuren noch feiner, mannigfaltiger und humorvoller und im Dialog realistischer und

packender ist der Roman „Rhoda Fleming“ (1864). Die Bauerngeschichten, die Meredith uns hier vorführt, erinnern in ihrer Urwüchsigkeit, in ihrer schwerfälligen und gutmütigen Art an Shakespearische Figuren, aber auch an wohlbekannte Typen Fritz Reuters, vor allem der kentische Farmer William Sohn Fleming, der Wirtschaftsgeselle Robert Eccles, sein Vater Jonathan und der Knecht Gammon, „ein alter Mann mit den Augen einer antediluvianischen Eidechse“.

Bauer Fleming hat zwei Töchter Dahlia und Rhoda, beide hübsch, gesund, über ihren Stand erzogen und voll von Träumen und Lebenshoffnungen. Mißernten hatten ihn in Schulden gebracht, und nach dem Tode seiner Frau geht es in der Wirtschaft nicht mehr recht vorwärts; würde ihm der Schwager Anton Hackbutt in London helfen, der sich als Kassenbote scheinbar viel Geld verdient hat, dann wäre die Sache nicht so schlimm; aber dieser komische Kauz ist ein Geizhals. Und der Bauer ist schon zufrieden, daß Schwager Anton die Dahlia als Gesellschafterin nach London nimmt. Die Szene, wie der Bauer mit Anton zusammensitzt und herausbringen will, wie viel Geld Anton hat, wirkt mit ihrem packenden Humor wie eine Shakespearische. Die hübsche Dahlia wird natürlich in London bald umschwärmt und findet in dem jungen Juristen Edward Blancove, dem Sohne des Barons William, einen Liebhaber. Auch Rhoda, die mit rührender Schwesterliebe an Dahlia hängt, kommt zum Besuch nach London und sieht mit ihrer naiven Unbefangenheit die ganze Liebeseligkeit der Schwester. Dahlia macht mit ihrem Liebhaber eine Reise nach Stalien und schreibt darüber der Schwester voll Entzücken. Aber der alte Bauer merkt Unheil; er will wissen, ob Dahlia mit dem jungen Manne verheiratet ist oder nicht, er fährt nach London. Anton führt ihn in ein Theater, und hier sehen sie Dahlia mit ihrem Liebhaber in einer Loge. Es entsteht eine Skandalzene. Edward zieht sich von Dahlia zurück, und diese fällt in eine schwere Krankheit. Jetzt sucht Robert Eccles, der Rhoda liebt, die Ehre der Familie Fleming zu retten, und er bringt Edward endlich so weit, daß dieser Dahlia heiraten will, aber Dahlia schlägt ihn, des Lebens überdrüssig, ab und bleibt einsam auf dem Bauernhofe, den Robert und Rhoda übernehmen.

Auch in dem Roman „Rhoda Fleming“ — eigentlich müßte er nach der Heldin „Dahlia Fleming“ heißen — haben wir, wie in „Richard Feverel“, die beiden sich gegenüberstehenden Gruppen: die sentimentale mit ihren unklaren aber nach Lebensgenuß trachtenden Gestalten und auf der andern Seite die gesunde mit ihren das Leben in seiner Wirklichkeit erfassenden Menschen; die erste leidet in den Kämpfen Schiffbruch, die andre ringt sich zu einem reinen und gesunden Lebensgenuß hindurch.

In der kunstvollen Analyse der Frauenseele ist Meredith ein Meister, er hat in dieser Fertigkeit sein Vorbild Richardson weit übertroffen. Das zeigt sich auch in seinem Roman „Bittoria“ (1866), worin die in dem italienischen Aufstande von 1848 eine Rolle spielende Heldin vortrefflich gezeichnet ist, und

noch deutlicher in dem Roman „Diana vom Kreuzweg“ (*Diana of the Crossways*, 1835, deutsch von F. Greve, Minden, Verlag von F. C. C. Bruns), zu dem er Züge aus dem Leben der viel gefeierten Schriftstellerin Caroline Norton (1808 bis 1877) verwertet hat, dem „Byron unter den Dichterinnen“ und der Verfasserin der bretonischen Sagedichtung *The Lady of La Garaye* (1862). Meredith hat offenbar viel von der Schwärmerei und Verehrung, die er für Mrs. Norton empfand, auch auf seine schöne und geistvolle Diana Merion übertragen. Er führt seine Heldin durch alle Triumphe der Jugend, durch alle Leiden einer unglücklichen Ehe und alle Enttäuschungen des gesellschaftlichen Lebens und der schriftstellerischen Tätigkeit in ihrem Hause am Kreuzweg in die Arme des einst von ihr zurückgewiesenen aber treuen Thomas Redworth — sie, deren Seele durch die Leiden nicht verloren, sondern gewonnen hat, denn „alles, was der Körper erleidet, bringt auch der Seele Nutzen“ (*there is nothing the body suffers that the soul may not profit by*). Der Roman ist reich an feinen psychologischen Bemerkungen und geistvollen, oft satirischen Aphorismen. „Die Politik ist das erste Geschäft der Männer, die Schule für die Mittelmäßigkeit, für den Streber und Ehrgeizigen eine Leiter, für den Dummkopf ein Amphitheater, für den verzweifelten Spekulant eine Titanenwaffe, der Olymp für das Genie.“ „Man kann folgende Prophezeiung wagen: wenn wir uns in der Dichtung nicht baldigst die Philosophie zu eigen machen, so ist die Kunst unter der schöpferischen Gruppe ihrer Bekenner zum Erlöschen bestimmt.“ „Maximen haben nur den Wert von Kalkeiern, die den Denker zum Sitzen verlocken.“

Während in „Diana vom Kreuzweg“ die epische Handlung noch einen bedeutenden Raum einnimmt, verschwindet sie in dem Roman „Der Egoist, eine Komödie in Erzählungsform“ (*The Egoist. A Comedy in Narrative*, 1879, Neudruck bei Archibald Constable, 1902) fast vollständig und überläßt der psychologischen Entwicklung das ganze Feld. Es ist die lang ausgespinnene Geschichte eines dreimaligen Bräutigams, der von dem Grundsatz ausgeht: Besitz ohne Verpflichtung für den besessenen Gegenstand führt einen zur Glückseligkeit (*Possession without obligation to the object possessed approaches felicity*). Der Held Sir Willoughby Patterton hat von seinem aristokratischen Beruf eine ganz besondere Auffassung; kein grober Magenegoist, sondern nur ein kalter Seelenegoist, sie zeigt sich so stark, daß ihm seine erste Braut mit einem Kapitän durchgeht, daß seine zweite die Verlobung auflöst, und daß er schließlich ein älteres Mädchen bekommt, das im Laufe der Jahre auch eine Egoistin geworden ist. Die Figuren haben in diesem Roman alle etwas schemenhaftes, sie sind ohne kräftig pulsierendes Leben; auch die Sprache ist so kunstvoll abgetönt, der Ausdruck so gewählt und abstrakt, daß man alles wie in weiter Ferne sieht. Das Herz wird einem bei diesen Szenen nicht warm. Der „Egoist“ wird zwar von der englischen Kritik als Merediths höchste Leistung bezeichnet. Wir können uns diesem Urteil nicht anschließen, er hat für uns nur den Wert eines virtuosenhaft durchgeführten Experiments.

Als epische Dichtung, als Kunstwerk, stehen „Diana am Kreuzweg“ und „Rhoda Fleming“ weit höher. An diese beiden Romane reichen auch die übrigen nicht heran: Evan Harrington (1861), Sandra Belloni (1864), „Die Abenteuer Harry Richmonds“ (The Adventures of Harry Richmond, 1871), Beauchamps Karriere (Beauchamp's Career, 1875), „Die tragischen Komödianten“ (The Tragic Comedians, 1880), eine Verwertung von Lassalles Lebensgeschichte, „Lord Omont und seine Aminta“ (Lord Omont and his Aminta, 1894), eine Art von pädagogischem Roman, „Die verblüffende Heirat“ (The Amazing Marriage, 1895) u. a. In diesen und andern spätern Romanen zeigt sich mehr des Autors Hang zum Bizarren, Grüblerischen und Dunkeln, Züge, die auch seine Gedichte „Moderne Liebe“ (Modern Love, 1862) und „Die Freude der Erde“ (The Joy of Earth, 1883) trotz mancher einzelnen Schönheiten wenig erquicklich machen.



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelsch

4



chon vor meiner Ankunft in Santos war von dem Guts- und Fabrikbesitzer Francisco Müller in Carioba, mit dessen Sohn und Schwester meine Angehörigen von Hamburg nach Santos gefahren waren, eine freundliche Einladung für uns eingetroffen. Wir waren sofort darüber einig, daß wir diese günstige Gelegenheit, einen Teil des Kaffeebezirks und das eigentliche Landleben aus eigner Anschauung kennen zu lernen, benutzen mußten.

So traten wir denn eines Morgens die Reise an. Bei Cubatão, wo ausgedehnte Bananenpflanzungen sind, deren Erzeugnisse in ganzen Schiffsladungen nach Argentinien gehen, gewinnt die Eisenbahn das Festland und steigt dann von der Station Pé (Fuß) da Serra aus als Seilbahn so steil am Gebirge empor, daß die Pashöhe von 800 Metern bei Alto da Serra schon in etwa anderthalb Stunden erreicht wird. Die Bahn Santos—São Paulo ist eine der interessantesten und schönsten Bergbahnen der Welt. Sie ist durch umfangreiche Schutzbauten gegen Wasser und Bergstürze gesichert; an den dreizehn Tunnels und den vielen kühnen Viadukten sieht man, welche Schwierigkeiten bei dem Bau zu überwinden waren. Dem Reisenden bietet sich — von Santos aus gerechnet nach der linken Seite hin — fortwährend die herrlichste Aussicht; Schneeberge und Gletscher wie in unsern Alpen gibt es zwar nicht, der Nordländer wird sich aber durch den reichen südlichen Pflanzenwuchs mehr als entschädigt fühlen.

Der englischen Gesellschaft, die die Bahn erbaut hat und noch betreibt, ist in der Konzession die Bedingung auferlegt worden, daß sie das, was über eine